Der Abend am Rhein.

Novellette von Jakob Fingermann.

Es war an einem Juniabend in der am Rhein gelegenen Villa des Meisters. Mit dem Abendzug waren aus Köln ein paar junge Leute herausgekommen, um bei dem Meister zur Nacht zu speisen, denn er hielt einen allzeit gedeckten Tisch, zu dem jeder willkommen war, der den Künsten huldigte.

Der Meister stand in Hemdärmeln im Garten und säuberte mit einem Rechen den Kies. Die untergehende Sonne, die kaum noch den nahen Bahnviadukt überragte, wob um seinen weißen Kopf einen feinen Glanz. Als er den vordersten der jungen Leute erkannt hatte, legte er den Rechen weg und sagte fröhlich: „Sieh' da, Hjortsen!"

Er schüttelte jedem die Hand, rief ein paar Worte in's Haus und führte sie in die Laube, von der aus man auf den Fluß sehen konnte. Eine alte Dienerin brachte Wein, und man trank. Man sprach wenig und atmete tief den duftgetränkten Wind, der vom Wasser kam; die Augen folgten gebannt dem Spiel der Wellen und den schlanken Booten, die mit leisem Aufschlag vorüberglitten.

Der Meister hatte seine Pfeife angezündet und war in Nachdenken versunken. Da sagte Hjortsen, ein junger dänischer Maler, ganz unvermittelt: „Wie bitter, daß man die schönsten Jahre in der Dachstube verbringen, die beste Kraft im Kampf um das nackte Brot hingeben muß!"

Der Dichter Rusam, dessen Erstlingsbuch, „Gesänge aus den sieben Himmeln", eben in den Buchhandlungen ausgelegt und von der Kritik günstig beurteilt wurde, sagte versöhnlich: „O, wenn auch. . . Pressen wir nicht selbst aus dem tauben Gestein des niedrigen Alltags das Erz unvergänglicher Lieder?"

Doch Hjortsen schüttelte den Kopf, verkrampfte, wegwerfend die Lippen und sagte: „Nur Weniges retten wir, Vieles geht auf ewig verloren. Das war einmal anders, als es noch Kunstfreunde gab, Fürsten, die des Malers Pinsel von der Erde abhoben."

Hier mischte sich der Meister ein und fragte: „Was meinst Du wohl, was Du Deiner Hand abringen könntest, wenn Du von Sorgen frei wärest? Ein Erkleckliches mehr? Vielleicht. . . Aber das Sorgenlose könnte auch Dein künstlerischer Tod sein. Die Not, mein Lieber, adelt Dich, macht Dich stark; sie hämmert Dein Gewissen und sie erhellt Dein Auge, daß Du schaust die Konturen der Welt siehst. Fluche ihr nicht, weil sie uns alle gesegnet hat."

Und da die jungen Leute zu ihm aufsahen, als wollten sie von seinen Lippen ein Geheimnis oder eine Erfahrung ablesen, erzählte er:

„Ich war fünfundzwanzig Jahre alt, hatte in Paris bei Pouissin, bei Bedlog und Simone gearbeitet und mir in Bildhauerkreisen schon einigen Ruf erworben. Simone pflegte zu sagen: „Wäre sein Aeußeres weniger plebejisch, ich würde dem Deutschen was zutrauen." Ich pflegte nämlich mein Haar kurz geschnitten zu tragen und war mit einem groben Bauernkittel bekleidet. Trotzdem gelang es mir nicht, auf einen grünen Zweig zu kommen. Es fanden sich wohl Bewunderer, aber keine Käufer, und ich sah mit Grauen der nahen Zeit entgegen, wo ich mein letztes Goldstück verausgabt haben würde.

Eines Tages lernte ich einen durchreisenden Amerikaner kennen. Er besichtigte meine Arbeiten, kaufte eine Gipsmaske und bemerkte, leichthin, um irgend etwas zu sagen: „Bei uns in New York könnten Sie Ihr Glück machen, es ist viel Platz dort für junge Menschen."

Diese Worte gingen mir nicht mehr aus dem Kopf. Wenn ich Abends entmutigt bei meinem Bier saß und selbst dieses mich nicht mehr zu trösten vermochte, sah ich im Geiste das gigantische, kunsthungrige New York, wo ungezählte Gelegenheiten meiner warteten.

Um kurz zu sein, meine Freunde; nachdem der Salon meine „Hirten" abgelehnt hatte, packte ich mein Köfferchen und schiffte mich nach New York ein.

Aber ich sollte bald erfahren, daß die Kunst dort weniger gesucht ist, als etwa kräftige Arme. Kein Mensch hatte Interesse für mich, jedermann war mit allen möglichen Unternehmungen beschäftigt, und es schien in diesem Lande niemand auch, nur eine übrige Minute zu haben. Ich lebte im Elend in einer zugigen Dachkammer und aß in einer Taverne mit dem Abschaum der Menschheit.

Ich war der Verzweiflung nahe, als ich den Reporter Booths kennen lernte. Das war bei der Schägerei in einer Hafenkneipe, wo mehrere Dockarbeiter über ihn wegen eines Wortes hergefallen waren und ihn übel zuzurichten begannen. Ich warf mich dazwischen und schlug ihn heraus.

Er sagte weiter nichts, als: „Gottverdammte Bande!" dann nahm er mich beim Arm und führte mich zu seiner Zeitung, wo er hastig eine Notiz niederschreib, der er die Ueberschrift gab: „Hafenpöbel überfällt friedlichen Bürger und schlägt ihn blutig. Polizei von den Schurken bestochen — ließ sich nicht sehen!"

Als diese in Druck gegeben war, wusch er sich und betrachtete mich kritisch.

„Frisch über's Wasser gekommen?"

„Ja. . ."

„Beruf?"

„Bild—hauer. „So. . ."

Hierauf lud er mich zum Essen ein, was ich gern annahm.

Bald trafen wir uns täglich zur Mittagstunde. Meistens bezahlte er; nur um den Schein zu wahren, war er manchmal mein Gast. Trotz seiner äußerlichen Ungeschlachtheit besaß er die edelste Seele.

Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, aus mir „etwas zu machen". Er schnüffelte überall herum und pries mich in allen Tonarten. Dann machte er mich mit einigen Mitgliedern des Literaturklubs bekannt. Mitglied desselben wurde man, wenn man der Sohn eines reichen Vaters war und in den Künsten dilettierte.

Ich kam in der Folge öfter in den Klub, um mich zu wärmen. Daß ich hierbei etwa das Konzert einer Kunstbuttermillionärstochter in den Kauf nehmen mußte, war ein geringer Nachteil. Ich lernte, mit offenen Augen schlafen und zur gegebenen Zeit schlafend Beifall klatschen; ich lächelte entzückt, tat hingerissen, und war doch innerlich von grimmigster Verachtung erfüllt, von einer Wut geschüttelt, die mir Tränen entlockte.

So verging ein halbes Jahr. Ich hatte mit klammen Fingern im Wind der Dachstube ein neues Werk vollendet, den „Steinklopfer". Mein Herz quoll über; ich fühlte, daß ich mächtig gewachsen war und meine Schultern in den Olymp ragten.

In meiner Tischlade lag ein halber Brotlaib, in meiner Tasche klimperten einige Zents, das war alles, was ich noch besaß.

Da brachte mir die Post einen Brief. Der junge Maler Crawfort, der es später zu Ruhm und Geld gebracht hat, hatte damals eine kleine Kollektion seiner nachher so bekannten Bilder aus dem indischen Dschungel in den Räumen des Klubs aufgestellt, und ich wurde zur Besichtigung eingeladen.

Ich erinnere mich noch, daß ich die Skizze eines Eingeborenendorfes studierte, als mir mein Freund, der Reporter Booths, auf die Schulter klopfte und sagte:

„Hör' mal, alter Knabe dies ist Mr. Levyn, dem es verdammt angenehm wäre, Deine illustre Bekanntschaft zu machen."

Der Mann dem es danach gelüstete, die Bekanntschaft eines Bildhauers von unbekannter Größe zu machen, verbeugte sich höflich und sagte in einem schauderhaften Englisch, das er am Hafen aufgelesen haben mochte: „Es freut mich unendlich. Mr. Booths hat mir so viel von Ihnen erzählt."

Er war ein älterer Mann, mit grau gesprenkeltem Spitzbart, kleinen, unruhigen Augen und einer Höckernase, die wie ein Riff aus dem gefurchten Antlitz stach.

Booths schmunzelte: „Er meint, mit Dir wär was zu machen. Kommt's ihm nicht ausreden; meint, es kommt nur auf die Regie an."

Ich lächelte halb geschmeichelt, halb verlegen und sah auf meine Stiefelspitzen hinab, die der Zahn der Zeit hart mitgenommen hatte.

Mr. Levyn hustete, richtete seine Krawatte und sagte, auf die Skizzen weisend: „Hübsche Sachen, was? Nur schade um den Crawfort; er ist dem Bellermann in die Hände gefallen — wird ihn wie eine Zitrone aussaugen. Wo ich ihm doch die besten Chancen bot!"

Er sah entrüstet und wie von Mitleid übermannt auf den Undankbaren, der mit einem entzückenden Mädchen plauderte.

Dann fragte er: „Wann kann ich Sie besuchen? Ich habe für Ihren „Steinklopfer" großes Interesse. Morgen Mittag?. . . Ja?. . . Aber lassen Sie sich um keinen Preis mit Bellermann ein. Bellermann ist. . . ist. . ." Er schien keine Worte zu finden, die seinen Abscheu genügend gekennzeichnet hätten. So gab er mir seine Karte und entfernte sich. Er hieß genau: Joel Ezechel Levyn, Agentur für alte und moderne Kunst.

Crawfort hatte nach der Besichtigung mit dem Vorschuß des Agenten Bellermann ein kleines Dinner im Friscohotel gegeben: Siebzehn Gänge, sechs Weinsorten, Champagner und Havannatorpedos, ein göttliches Labsal für mich. Erst gegen Morgen sank ich in's Bett. Ich träumte schlecht, sah mich von dem Schurken Bellermann zwischen einer Presse zerquetscht, bis ein rettender Engel in Gestalt des Mr. Levyn herbeieile und die formlos gewordene Masse meines Kadavers in einer Straßenauktion versteigerte.

Gegen Mittag wurde ich von der Witwe Sling, meiner Vermieterin, geweckt, und gleich hinter ihr drängte sich die Agentur für alte und moderne Kunst — Mr Levyn, der mich mit den Worten: „Pünktlichkeit ist mein Prinzip, da bin ich!" begrüßte.

In meine Bettdecke gehüllt, wies ich ihm den „Steinklopfer", den er auf den Blick für ein Meisterwerk erklärte, dessen sich Michelangelo nicht zu schämen gebraucht hätte.

Und während ich in die Kleider schlüpfte, rückte er mit seinen Vorschlägen heraus. Er wolle mich reich, berühmt und glücklich machen und mir die dornigen Wege der Kunst ebnen — nur müsse ich ihm, nicht etwa dem Bellermann, den Vertrieb meiner Werke überlassen, er werde mich mit allem Nötigen versehen.

Ich wusch mich, prustete und dachte lachend, welche Mücke der geriebene Reporter dem Manne in's Ohr gesetzt hätte. Ich ließ ihn lange reden und sagte nachher mit gespieltem Gleichmut: „O, mein Herr, ich danke Ihnen für Ihr Interesse; doch müssen Sie mir einige Tage Zeit lassen, bis ich mir die Sache reiflich überlegt haben werde."

Wie von einer Tarantel gestochen, sprang er von der Kiste, die einen Stuhl markierte, auf und schrie: „Wenn ich Ihnen aber schon sage — Bellermann ist ein Gauner, was sag' ich — ein Sing-Sing-Kandidat, der nur seinen eigenen Gewinn im Auge hat. Hingegen ich — meine Schützlinge sind mir teurer als mein Augenlicht, ich darbe, um sie zu ernähren, ich scheue keine Reklame, keine Kosten, ich opfere mich auf!"

Er zog hastig aus seiner Rocktasche einen Bogen gestempeltes Papier.

„Unterschreiben Sie!" rief er, „ein Federstrich, und die Welt gehört Ihnen!"

Ich habe damals, Gott weiß, die Not saß mir hart am Nacken, unterschrieben. Mein „Steinklopfer" wurde ein Jahr darauf in Rom preisgekrönt und von einem Millionär um einen verrückten Preis gekauft.

In meinem Tagebuch steht es genau: ich habe von dem ehrenwerten Mr. Levyn viertausend Dollars bekommen. Dafür war ich fünf Jahre lang sein Sklave, sein Diener, der mein Hirn und meine Hände in Befehl hatte, der mich erbarmungslos in die Tretmühle der Arbeit trieb, und ein Vermögen an mir erbeutete.

An dem Tage, da der Kontrakt ablief, hab' ich mich betrunken, in meiner vollen Freude einen schmutzigen Bettler umarmt, geküßt und ihn so reich beschenkt, daß er mich für einen entsprungenen Narren hielt.

Und doch, meine Freunde, und doch weiß ich nicht, ob ich den Mann, der mein Blut trank, anklagen darf. Denn, ob er auch die Geißel über mich schwang, meiner Wunden nicht achtete — immer gewisser wird es mir, daß aus der heiligen Not meiner jungen Jahre die Frucht erblühte, die mir die Bewunderung der Welt und ihre Liebe brachte. . ."

Der Meister schwieg. Erlösender Friede lag über das Land gebreitet. Hjortsen hatte den blonden Kopf auf die Tischplatte gelegt und weinte sehnsüchtig.

Landwehrmann Fiebig als Vorsitzender des „Griegsgerichts."

„Meier" hieß'r, Ellenreider war sei Zeechen,
Er schrieb sich mit dem „ei", ich gloobe, mit d'n weechen,
Gewehnlich ging'r seine eeg'nen Wege.
Mer gam ihm drum nich ville ins Gehege.
Jetzt lagen mer in ä zerschoss'nen Hause,
Gee Mensch war da, im Wohnen war hierAuse,
Doch hatten se de Bedden dagelassen,
Zwee Gasten war'n's, se gonnten sechse fassen;
Daß Meier drotzdem uff'n Boden schlief,
Das machte'n nu bei uns in Lichte schief.
Freind Schulzen-Garl, der schniebte, schbuckte in de Pranken,
Un dat'r das, dann hatte wärklich er Gedanken;
Uff sei Geheeß, da glettert'ch mal nach oben,
Da lag nu Meier ganz ins Hei geschoben,
Ich gonnte närgends was Verdächt'ges finden
Un wollte schone wieder holn'sch verschwinden,
Da gräht doch aus der gleenen Nebendiere
Ae Hahn, un wie ich denn nu weiter schbiere,
Da fand'ch — ich wollte nich d'n Oogen drauen —
Ooch sechse noch von seinen Hienerfrauen,
Verzwischen schdand ä Gorb mit frischen Eiern,
Gesammelt ganz beschdimmt von Aron Meiern.
Ich war nu wiedend uff den rubb'gen Bengel
Un schrie bloß: „Warte nur, mei Zuckerengel,
Wir machen Riehrei beide, daß de's weeßt,
Un daß de dich nich etwa underschdehst,
Gar fortzebleiben mit ä schief Gesichte,
De gommst derhei vor unser Griegsgerichte!" —
Wie nu de Eier uff'n Dische schdanden
Un mir gemiedlich uns zesammenfanden,
Da schdand'ch denn uff un hielt 'ne scheene Rede —
Nur scheen fer uns, denn Meier grinste schmeede —:
„Wenn mir hier hauzen uns zesammen blagen,
Dann is das richt'g, daß mer zesammen dragen
Nich bloß das Beese un de vielen Leiden,
Nee, ooch das Häppchen von den gleenen Freiden,
Un da hiergegen Meier sich vergangen,
Drum wärd'r zwar nich g'rade uffgehangen,
Doch machen mer sei Deel an Eiern gleener,
Und schmeckt's je dann nadierlich um so scheener.
Ae Rat, den will ich Meiern ooch noch geben:
Mei Liewer, solltest de verleicht im Leben
Noch eema undernehmen solche Sachen,
Dann laß den Viechern erscht ä Maulgorb machen!"

Gerade der!

Skizze von Marie von Bunsen.

Nach dem Sturm auf St. Bathould mußten viele Lücken ausgefüllt werden; vor allem fehlte es an Offizieren. Der Hauptmann von Wiehse hatte soeben die Ersatzliste erhalten, gab sie dem neben ihm stehenden Leutnant Joachim Sellius. Dieser las halblaut die Namen, stockte beim dritten ... „Der zum Leutnant beförderte Vizefeldwebel d. R. Alwin Döbbersch ... gerade der!" meinte er peinlich berührt. Herr von Wiehse sah überrascht auf: „Ach, Sie waren ihm ja spinnefeind?"

„O, keineswegs, Herr Hauptmann, ich hielt ihn nur nicht für so besonders geeignet bei uns ... aber das waren ja andere Zeiten ... er wird sich gewiß ganz brauchbar erweisen."

Es verdarb ihm jedoch ein klein wenig die Stimmung des schönen Ausruhtages. Seit über vier Wochen hatte er zum erstenmal im Bett geschlafen und gebadet, war ein sauberer, gepflegter, ausgeruhter Mensch. Nun schrieb er nach Hause, las in seiner Taschenausgabe von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen". Aber zwischendurch sah er gelegentlich den Alwin Döbbersch; zu seiner Beschämung mußte ihm in dieser großartigsten Zeit seines Lebens die Erinnerung an eine unschön-kleinliche Episode kommen.

Vor sechs Jahren waren sie gleichzeitig als Freiwillige eingetreten. Mit Auszeichnung wurde der junge Sellius vom Oberst, auf das freundlichste vom Offiziersiorps begrüßt; Vater und Großvater hatten ja im Regiment gedient, daß er bei ihnen eintrat, war vollkommen selbstverständlich gewesen. Wie hingegen Alwin Döbbersch dazu kam, sich bei dem ...ten Infanterie-Regiment zu melden, blieb dem Joachim Sellius unerfindlich, und es war langweilig, daß der junge Mann ausgesucht nur ihn kannte und auf das vertrauensvollste sich ihm nähern wollte! Bloß weil die Döbberschen Eltern (der Vater war Hauptinhaber von Döbbersch, Heusner u. Co.) auf einer Italienreise mit seinen Eltern zusammengetroffen waren. Dabei hatten die beiden Sellius in mehreren Briefen über die unsympathischen Landsleute geseufzt, und als Frau Döbbersch in den Verein der Frau Präsidentin Sellius eintrat, wurde dieser ihr recht verleidet. So hielt Joachim Sellius es für notwendig, sich dem unerwünschten Kameraden fernzuhalten, und auf das vollkommenste war ihm das geglückt.

Als die Frage des Reserveleutnants erwogen wurde, hielt Joachim es ebenfalls für seine Mannespflicht, kräftig vorzugehen. Er hatte einen wahren Kultus für das Regiment, und alles, was das Regiment betraf, war ihm heiliger Ernst. So wirkte er, wo nur angängig, gegen den Alwin, setzte dem ihm von Hause aus bekannten Regimentsadjutanten ausführlich und eingehend auseinander, weshalb Döbbersch „unmöglich" sei. Zweifellos würde Döbbersch die so erfreuliche Gleichgestimmtheit des Offizierkorps (alle waren uranständig und unvermögend) stören, würde als Fremdkörper wirken.

Woran es lag, ist nicht festzustellen, auf jeden Fall wurde Döbbersch nicht zum Reserveleutnant vorgeschlagen, und auf jeden Fall sagte er später einem gemeinsamen Bekannten: „Die Kränkung verdanke ich einzig und allein diesem Sellius, dem ich meines Wissens nie etwas zuleide getan habe."

Joachim war ein rechtliebender Mensch. Die ihm hinterbrachte Bemerkung wurmte ihn, so wurde seine Abneigung noch um ein schlechtes Gewissen verschärft.

Zufälligerweise waren sie nicht zu denselben Dienstübungen eingezogen worden; beim Kaisergeburtstagsfest hatten sie sich geschnitten. Jetzt aber waren sie Kameraden, Kriegskameraden, standen im gleichen Bataillon.

Drei Tage sollte sich die Kompagnie hinter der Gefechtslinie erholen, am zweiten Morgen jedoch hieß es wieder vorgehen. Nach der Kriegsstammrolle war es das neunzehnte Gefecht. Das Aufregungsfieber der ersten Erlebnisse hatte sich gelegt, jeder Mann kannte und ertrug das Schwirren und Sausen, das Krachen und Kreischen der Kugeln und der mannigfachen Geschosse, kannte das zuckende Auffahren und Hinfallen der Kameraden, das Stöhnen der Getroffenen, das Schreiten über steifgewordene Körper. Das alles, wie himmelweit es sich auch von allen und jeglichen bisherigen Erfahrungen ihres Daseins unterschied, war ihnen gewohnt, war ihnen jedoch nicht leichter geworden.

Jetzt kommt der Adjutant auf keuchendem Pferd angerast: dritte Kompagnie sofort ausrücken. Also das Bajonett aufgepflanzt, den Sturmriemen herunter. Wie die Besessenen vor, ein Sprung nach dem andern, dem heulenden Gewehr- und Maschinenfeuer entgegen. — Joachim läuft seinen Leuten voran, schreit heiser: „Vorwärts, vorwärts!" Er sieht, wie Schulz II den Kopf nach hinten wirft, stolpert und fällt. Weiter, weiter! Der Engländergraben ist jetzt nur vierzig Schritt entfernt. Da, ein harter Schlag am Oberarm und an der Seite; weiter, weiter! Ja, es wird schon eine Kugel sein, das Warme dort ist wohl Blut ... aber der Schmerz läßt sich ertragen. Er kann jedoch nicht mehr laufen, halb erstickt, fast tonlos, versucht er: „Vorwärts, Jungens, vorwärts!" zu schreien, und fällt. Atemlose Musketiere mit halbgeöffnetem Mund stürzen vorüber, zwei treten auf ihn. Da beginnen die Granaten, er kann sie gut unterscheiden. Es sind englische Schiffsgeschütze, er kennt den dröhnenden, erschütternden Klang; wohlgezielt, platzen sie rings umher, ein wahnsinniges Getöse, ein Höllenlärm. Herrgott, jetzt kommen meine Leute zurück! Joachim will sich erheben, kann sich nur etwas aufstützen. Soll er versuchen, an sein Verbandpäckchen zu gelangen? Wozu — er greift lieber den Revolver. Mit dem Fernrohr hat er die Feinde vorhin gut unterschieden, noch immer liegen die Gurkhas ihm gegenüber. Seine Musketiere, die durch die hinterlistigen Schliche der Feinde erbittert waren, hätten ihnen keinen Pardon gegeben, er wird es von der Bande ganz gewiß nicht verlangen. Schon seit langen Wochen schwirrt Kampf hin und her um diesen blutgeröteten Ackerfeldstreifen. Hätte das Bataillon heute jenen verdammten Graben genommen, wäre das Sterben leichter gewesen! Wieder zurückflutende Soldaten, Joachim läßt sich zu Boden fallen, er will nicht bitten, fortgenommen zu werden. Da hört er eine befehlende Stimme: „Den Offizier anfassen, zurücktragen!" Er wendet sich, es ist Alwin Döbbersch, im selben Augenblick erkennen sich die beiden. Fünf Schritt von ihnen platzt eine Granate, reißt ein tiefes Loch in den brachen Acker, die Erde fliegt umher, ein Soldat fällt zu Boden. Döbbersch sieht ihn an: „Nicht den, der ist tot. Dieser Offizier muß aber raus ... sorgsam, sorgsam!"

Er wird auf die Zeltbahn gelegt, drei Soldaten und Döbbersch fassen ihn an. Das Feld ist fast leer, Kugeln zischen in allernächster Nähe. Die langsam sich fortbewegende Gruppe nehmen die Gurkhas aufs Korn. Zwei der Träger sehen sich unruhig um.

„Lassen Sie mich nur," stöhnt Joachim Sellius, „es ist ja ein Wahnsinn."

Sie lassen ihn nicht, tragen ihn gemessenen Schrittes nach dem nächsten leeren Schützengraben, den sie vor einigen Tagen den Engländern entrissen hatten. Behutsam legen sie ihn auf den naßlehmigen Grund, mit seinem eigenen Päckchen und dem des Verwundeten befestigt Döbbersch, so gut er's kann, einen Notverband. „Ich schicke Ihnen Sanitäter mit einer Bahre, verlassen Sie sich darauf."

Sie eilten den andern nach; eine Neuformation, ein Flankenangriff mit Laufstegen über einen kleinen Kanal wurde befohlen. (Erst fünf Tage später gelang es jedoch, den Gurkha-Graben zu nehmen.) Joachim lag im feuchten Loch, sah über ihn hinfliegende zerrissene Wolken, sah am Grabenrand in der Luftlinie halbverfrorene Gräser, die sich im Wind bewegten. Der Blutverlust hatte ihn furchtbar geschwächt, ihm wurde wirr. Einige Schritte nahten schwerstampfend über den Acker; ob von recht oder links, er konnte es nicht unterscheiden. Sie kamen immer näher — würden es die braunen Indierfratzen sein — oder seine braven Jungen? Er umklammerte den Revolver, die Sinne schwanden.

Nachher wahnsinniger Schmerz. Er wand sich unter drückend tastenden Händen, dann sagte eine Stimme: „Geben Sie die Kappe," er sog den Aether ein und wußte von nichts. Als er zu sich kam, lag er in einer dämmernden Dorfkirche, seine Blicke fielen auf weiße Flügelengel, die mit großen Gebärden die Barockkanzel umschwebten. Im Hintergrund schimmerten die Vergoldungen am Altar, dort wies der Heiland auf sein für die Menschheit blutendes Herz; rings umher erklang Stöhnen und halb unterdrücktes Jammern.

Als Joachim sich wandte, sah er die ihn betrachtenden Augen des neben ihm auf dem Stroh gebetteten Alwin Döbbersch. Der Kopf war ihm heiß, er errötete wohl, allen anderen Kameraden stand er so herzlich nahe, wäre viel lieber deren Schuldner gewesen. „Herr Leutnant Döbbersch," sagte er, „ich danke Ihnen, danke Ihnen herzlich. Sie haben mir das Leben gerettet."

Gut gemeint und verlegen murmelte Alwin: „Hat gar nichts weiter auf sich." — Dann besprachen sie ihre Wunden. Joachim wußte nur, daß der Arm brenne und die Seite sehr schmerze, daß er aber doch wieder ordentlich atmen könne. Dem Alwin hatte der Assistenzarzt, der schweißtriefend, abgehetzt und pflichttreu hier Operationen selbständig vornahm, bei denen er bisher in der Klinik vom Geheimrat höchstens zum Halten des Wundhakens zugelassen war, die Kopfwunde für „bildschön" erklärt.

Noch in der Nacht wurde die Kirche für Neueingelieferte freigemacht, all die Dortliegenden wurden in Leiterwagen verladen: Joachim und Alwin kamen auf das gleiche Fuhrwerk. Die Landstraße war zerfahren, beide wurden durchgerüttelt, litten schlimm und suchten sich gegenseitig über die qualvollen Stunden hinwegzubrennen. „Wir kommen ja in Terguier auf die Bahn. Am Ende sind wir in drei Tagen schon bestens aufgehoben in einem deutschen Krankenhaus! Es ist nicht auszudenken!"

Der Lazarettzug war schon voll, so wurden sie in einem Viehwagen untergebracht; Stroh war reichlich vorhanden. Vor streng bewachten Brücken gab's langen Aufenthalt, an Kreuzungspunkten vorbei, an denen freudig-frische Ersatztruppen aus den Zügen sahen, nahten sie sich langsam der Heimat. Sie lagen im Viehwagen nebeneinander und erzählten sich manches. „Sollst du die dumme Freiwilligenjahr-Geschichte aufrühren, ihn um Entschuldigung bitten?" fragte sich immer wieder Joachim Sellius. Er schob es auf, und die Aussprache wäre mit jedem Tag schwieriger geworden. Wodurch hätte er seine Handlungsweise denn eigentlich erklären sollen? Alwin war jedenfalls unscheinbar und wenig gewandt, jedoch bescheiden, sehr gebildet, ein ordentlicher Kerl! Vor der Front hatte er sich so bewährt, daß er nach zehn Tagen das Eiserne Kreuz und die Leutnantsepauletten erhielt. In einer überraschend neuen Beleuchtung erschienen auch die „schrecklichen" Döbberschen Eltern. Obwohl Alwin eher zurückhaltend war, verging keiner der langen Eisenbahntage, ohne daß er sie mit einer selbstverständlich klingenden, aber ungewöhnlich innerlichen Betonung erwähnte ...

„Ich habe es zu Hause ja besonders gut," sagte Alwin ... „Ich weiß ja, daß die meisten meiner Freunde und Bekannten sich lange nicht so nahe mit ihrer Mutter, geschweige denn mit dem Vater stehen, aber meine Eltern haben eben immer nicht nur für uns, sondern mit uns gelebt ..." — Joachim fand weder die Gelegenheit noch die Worte.

Als der lange, langsame Zug jedoch am vierten Tage sich dem Endziel, der großen Stadt, näherte, streckte der strohgebettete Joachim die Hand des unverwundeten Armes dem Nachbar hin. „Für den Fall, daß wir getrennt werden, vielen, vielen Dank für das, was Sie mir auch seit der Verwundung gewesen sind. Und, nicht wahr, das vorher haben Sie vergeben und vergessen?"

Darauf drückte ihm Alwin mit solcher Wucht die Hand, daß seine Kopfwunde erschüttert wurde und etwas zu bluten begann; die Zugschwester schalt.

Endlich hielt der Wagen. Auf dem Bahnsteig warteten die Sanitäterschar mit den Bahren, der Bahnhofskommandant und beflissene ältere Herren, die durch diese Samaritertätigkeit brennend gern sich zu einem Liebesgabentransport empfehlen wollten. Dort stand der diensttuende Militärarzt, neben ihm ein Chirurg. Als die Reihe an Joachim Sellius und Alwin Döbbersch kam, baten sie: „Ach, Herr Stabsarzt, sehen Sie doch, daß wir zusammenbleiben!"

Mit demselben Krankenauto fuhren sie nach dem Lazarett. Es gelang ihnen nebeneinander in der gleichen Stube untergebracht zu werden. Einige Wochen später begegnete ihnen der Stabsarzt. Noch weiß verbunden, spazierten sie einträchtig in der Wintersonne.

„Das unzertrennliche Paar!"

„Ja," meinte Joachim Sellius, „mein Freund kommt wieder an die Front, und ich bin leider nur garnisontauglich befunden worden. Da wollen wir natürlich die kurze Frist möglichst ausnutzen."

Kriegswurst.

Ein alter Tippelbruder kommt direkt von der Landstraße zum nächsten Fleischer, um „feldgraue" Leberwurst zu kaufen. Bei der Gelegenheit bittet er um etwas Abfall von preußischer Wurst. Der Fleischer versteht ihn erst nicht und erfährt dann auf seine Frage, daß es sich um sogenannte Blutwurst handelt, die der Stromer wegen ihrer schwarzweißen Mischung preußisch nannte.

Der Fleischer forschte weiter, warum jener denn von der „preußischen" Wurst nur Abfall wolle, und da erfuhr er dann:

„Ja, lieber Meester, die will ick nich for mir, die soll mein Retter werden. Ich finde doch überall in meinem Quartier in Scheunen un in Jräben so ville Russen un Franzosen (Ungeziefer). Un die sollen nu die preußische Wurst eingebrockelt kriegen, dann hoffe ich, dat se davonloofen, weil se doch for allet preußische so ville Angst haben."

— Eine neue Art Mitgift. Schuhmachermeister (zum Bräutigam seiner Tochter, der Hühneraugenoperateur ist): „Bares Geld kann ich meiner Tochter leider nicht mitgeben! Aber ich will von jetzt ab all' meinen Kunden die Stiefel etwas zu enge machen, damit Sie eine ausgedehntere Hühneraugenpraxis bekommen!"

— Aus Kalau. „Sieh mal, wie schneidig meine älteste Tochter zu Pferde sitzt."

„Sie macht wirklich ihrem Namen alle Ehre."

„Wieso?"

„Nu, heißt sie nicht Roßalie?"